

Bartholomäus Grill

Ach, Afrika

Bartholomäus Grill

Ach, Afrika

Berichte aus dem Inneren
eines Kontinents

Siedler

© 2003 by Siedler Verlag, Berlin,
ein Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten,
auch das der fotomechanischen Wiedergabe.

Fotos: S. 8, 24, 44, 70, 100, 146, 180, 200, 234, 332
© Pascal Maitre/Cosmos/Agenur Focus,
S. 258, 280 © Henner Frankenfeld, Johannesburg
Register: Brigitte Preissler, Berlin
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Karte Vorsätze: Peter Palm, Berlin
Schutzumschlag: Rothfos + Gabler, Hamburg
Reproduktionen: Mega-Satz-Service, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck
Printed in Germany 2004
ISBN 3-88680-754-1
Fünfte Auflage

Inhalt

Im afrikanischen Wechselbad <i>Annäherungen an einen fragilen Kontinent</i>	9
Unser innerer Kongo <i>Die Projektionsfläche Afrika</i>	25
Vorsicht, weiße Elefanten! <i>Die Krise der Wirtschaft und die Kunst des Überlebens</i>	45
Wirf dein Herz weg! <i>Die Verheerungen des Sklavenhandels und der Kolonialherrschaft</i>	71
Das Alte stirbt <i>Ein Kontinent, zerrissen zwischen Tradition und Moderne</i>	101
Die Unsterblichkeit des Krokodils <i>Afrikas große Männer und die Macht</i>	147
Drei Mahlzeiten oder drei Parteien? <i>Der lange Weg zur Demokratie</i>	181
Krieg und Frieden <i>Über die blutige Geschichte des postkolonialen Afrika</i>	201
Der verleugnete Völkermord <i>Ruanda oder die Erfindung der Grausamkeit</i>	235
Das neunte Bild <i>Aids und die Folgen für Afrika</i>	259

Die große schwarze Hoffnung <i>Südafrika – ein Zukunftsmodell für den Kontinent?</i>	281
Der Schläfer auf dem Vulkan <i>Afrikanisches und allzu Afrikanisches</i>	333
Dank	371
Literaturhinweise	373
Namenverzeichnis	379

Für Antje und Leo, der in Afrika auf die Welt kam



Wer heilt, hat recht: Buschlinik in Bamenda, Kamerun

Im afrikanischen Wechselbad

Annäherungen an einen fragilen Kontinent

WELCHEN WEG SOLLEN WIR NEHMEN? Den nach links oder den nach rechts? Oder doch den in der Mitte? Alle Wege sehen gleich aus. Ratlos stehen wir an der Gabelung zwischen Lisala und Gemena, irgendwo im Herzen des Kongobeckens, in einem unermesslichen Waldmeer, das von namenlosen Flüssen durchhädet wird.

Wir sind zu fünft in unserer Reisegesellschaft. Adam, der Besitzer des Geländewagens, wohnhaft in Tansania, sein kongolesischer Chauffeur, der behauptet, jede Ecke seines Landes zu kennen, der Fotograf aus Paris, ein Marabut, ein heiliger Mann aus dem Tschad, der kein Wort sagt und immerzu sardonisch grinst, und, neben meiner Wenigkeit, noch eine hübsche Strahlenschildkröte, die dem Fahrzeughalter gehört. Unser Ziel, Bangui, die Hauptstadt der Zentralafrikanischen Republik, ist noch weit entfernt. Seit frühmorgens um sechs sind wir unterwegs und haben bis hierher knapp zweihundert Kilometer geschafft. Ungefähr siebzehn Kilometer pro Stunde. Die Straße, wenn man sie so nennen will, besteht aus Myriaden von Schlaglöchern, Schlammrillen, Kratern und Wasserlachen, die stellenweise zur Größe von Fischweihern angeschwollen sind; sie gleicht einem grünen Tunnel, der schier endlos durch den Urwald mäandert. Wir fahren in dämmrigem Licht und sehen kein Stückchen Himmelsblau. Drei Radfahrer, ein Bierlastwagen, zwei Schlangen – das sind die einzigen Begegnungen des heutigen Tages. Es ist schwül und heiß, die Luft liegt wie nasse Watte auf der Haut. Man schwitzt, der Staub verklebt die Augen, das lauwarne Wasser geht zur Neige. An jeder Kreuzung, jeder Abzweigung, jeder Wegzweille die gleiche Frage: Wohin sollen wir uns wenden? Die Landkarte gibt keine Auskunft, Wegweiser existieren nicht, der Chauf-

feur ist mit seinem Latein am Ende. Weit und breit findet sich kein Mensch, den wir fragen könnten. Jede Fehlentscheidung kann Tage kosten, denn die Pfade verlieren sich im Wald, enden an einem Sumpf oder stoßen auf einen unüberwindlichen Fluss. Sie führen ins Nichts oder genauer: in das, was wir für das Nichts halten.

So wie im kongolesischen Urwald erging es mir oft in Afrika. Die Wegscheide ist ein Sinnbild der Orientierungslosigkeit: Ich fühlte mich wie ein Elementarteilchen, das durch einen riesigen Kosmos treibt. Ich kam zum ersten Mal in ein großes Land, nach Nigeria, Angola oder in den Sudan, und fragte mich: Wo anfangen? Wie einen Überblick gewinnen, wo ich doch nur ein paar Splitterchen vor Augen bekommen, nur mit einem Dutzend Leute sprechen, zwei, drei Orte besuchen werde? Ich sah ein Ritual, ein Symbol, eine Geste, hörte eine Geschichte, erlebte eine Begebenheit und konnte das Wahrgenommene nicht einordnen oder begreifen. Es fehlten die historischen Kenntnisse, der religionssoziologische Hintergrund, das ethnographische Referenzsystem. Da stand ich dann und tat, was ein kluger Kopf einmal »hermeneutischen Kolonialismus« genannt hat: interpretieren, hineindeuten, spekulieren. Man kann sich lebhaft vorstellen, dass dabei oft Zerrbilder, Wunschvorstellungen oder Projektionen entstehen, und wir müssen zunächst über uns selber reden, über die Fallstricke der Wahrnehmung und über die Interessen, die unsere Erkenntnisse leiten. Aber ich will dem ersten Kapitel des Buches nicht vorgreifen.

Eine Landmasse, in der Europa zehn Mal Platz fände, 650 Millionen Menschen, vielleicht 700 Millionen oder noch mehr, fünfzig Staaten, Tausende von großen Völkern und kleinen Ethnien, Kulturen und Religionen – ist es nicht vermessen, sich ein Urteil über diesen Erdteil zu erlauben? Und muss es nicht geradezu anmaßend wirken, wenn wir über das »Wesen« der Afrikaner reden und keine einzige ihrer zweitausend Sprachen sprechen? Es ist anmaßend – auch wenn man sich seit zwanzig Jahren mit ihrem Kontinent beschäftigt. Um also gleich an dieser Stelle falschen Erwartungen vorzubeugen: Dies ist kein enzyklopädisches Werk, keine Monographie über Afrika, sondern die Rückschau eines Korrespondenten, der seit 1980 versucht, diesen Kontinent zu verstehen. Es sind Depeschen aus

einer Welt der Ungleichzeitigkeiten und Widersprüche, Extreme und Enigmata; Momentaufnahmen von einem rauhen und sanften, brutalen und feinfühligem, niederschmetternden und beglückenden Erdteil; Sequenzen aus einem schwer lesbaren Text, der immer wieder vor den Augen verschwimmt und sich in der Mannigfaltigkeit afrikanischer Länder und Landschaften, Völker und Kulturen, Menschen und Schicksale, Sprachen und Sitten, Geister und Götter auflöst. Am Ende steht ein unvollständiges Mosaik. Es ist mein Bild von Afrika.

Die weißen Flecken und Unschärfen auf diesem Bild haben mich am Anfang meiner Jahre in Afrika oft gewurmt. Das änderte sich, als ich das Tagebuch von Michel Leiris entdeckte. Der französische Literat hatte an der Dakar-Dschibuti-Expedition des berühmten Ethnologen Marcel Griaule teilgenommen. Am 5. Oktober 1931 notiert er: »Ich verzweifle daran, dass ich in nichts wirklich bis auf den Grund einzudringen vermag.« Der Poet Leiris hat sich mit dem allwissenden Forscher Griaule überworfen, weil er mit schonungsloser Offenheit die Grenzen der völkerkundlichen Erkenntnis beschreibt. Der Dichter will eintauchen in die »ursprüngliche Mentalität« und muss schließlich feststellen, dass er nur ein *Afrique fantôme* erlebt und ein Gefangener des eurozentrischen Blicks bleibt. Wir können uns nicht selber entfliehen. Die Bekenntnisse des Michel Leiris waren ein erhellender Trost.

Wie könnten wir zum Beispiel verstehen, was in der kleinen Buschlinik von Bâ Tadoh Fomantum vor sich geht? Fomantum ist ein traditioneller Heiler, ein Mediziner, und seine Wirkstätte liegt im Wald hinter der Stadt Bamenda in Kamerun. Was will uns das merkwürdige Holzschild am Eingang bedeuten, auf dem wir eine Schlange mit Menschenkopf sehen? Sollen wir ernst bleiben, wenn der Wunderdoktor sagt, er müsse erst einmal prüfen, ob wir böse Geister mit uns führen? Wenn er androht, dass uns, falls dem so sei, Killerbienen und Giftnattern töten würden und auf den Fotografien nur Blut zu sehen wäre? Fomantum streut Erde, schaut ins Feuer, sprenkelt Wasser. Wir bestehen die Prüfung. Aber dann gehen die Fragen weiter. Muss diese schmutzige, teerartige Masse, die der Meister in die schwärende Wunde am Unterschenkel eines jungen Mannes kleistert, nicht eine fürchterliche Infektion auslösen? Nein,

versichert der Patient, es werde von Tag zu Tag besser; er sei hier, weil man ihm im Krankenhaus vom Bamenda nicht mehr habe helfen können. Das leuchtet uns noch halbwegs ein. Aber was soll die seltsame Tortur auf dem Vorplatz? Warum sitzt die alte Frau, gefesselt zwischen zwei Speeren, in einem Kreis von Holzscheiten? »Hexen und Zauberer haben sie irre gemacht«, erklärt Fomantum, gießt Spiritus über die Scheite und zündet sie an. Ein Flammenring lodert um die Patientin. Gelähmt vor Angst starrt sie ins Feuer. Sie zittert, schließt die Augen, betet. Oder dort hinten, ebenso rätselhaft, aber nicht so martialisch, die nächste Behandlungsszene: vier Frauen, nackt und reglos. Helferinnen haben sie am ganzen Körper mit Lehm eingeschmiert. Fomantum beugt sich zu ihnen hinab, murmelt esoterische Formeln und drückt Schilfblätter in ihre Hände. Zwei Stunden müssen sie in dieser Haltung verharren, jeden Tag, »bis die Besessenheit aus ihnen fährt«.

Alles nur Mummenschanz? Afrikanische Quacksalberei? In Bamenda erzählt man von den sensationellen Heilerfolgen dieses Mannes. Die Menschen fürchten und verehren ihn. Wenn Schulmediziner mit ihrem Latein am Ende sind, suchen sie seinen Rat. Manchmal schicken sie scheinbar hoffnungslose Fälle zu ihm in den Wald. Das Gerücht, er könne auch Aids kurieren, weist Fomantum allerdings entschieden von sich. »Gegen diese Viren hat niemand ein Rezept.« Wir glauben, einen studierten Weißkittel reden zu hören. Im nächsten Moment führt er uns wieder an die Pforten eines Reiches, das von ätherischen Kräften und kryptischen Gesetzen durchwaltet wird. Es liegt jenseits unserer rationalen Welt, aber wenn wir die Sache vom Ergebnis her betrachten, gilt die alte Medizinerformel »Wer heilt, hat Recht.« Ich erzähle diese Geschichte, weil der Mediziner in gewisser Weise auch mich geheilt hat. Oder sagen wir: Er hat mir den abendländischen Erkenntniszwang ausgetrieben, den Zwang, alles gedanklich durchdringen und sezieren zu müssen. In Afrika lernt man, mit Fragezeichen zu leben. Man erkennt, was man nicht erkennen kann. Und wird im Laufe der Jahre behutsamer, vorsichtiger, vielleicht auch gnädiger in seinen Urteilen über diesen Kontinent.

*

Ein kleines, fröhliches Negerlein – mein Archetypus von Afrika stieg aus einem Malbuch. Ich malte das Negerlein aus, gelb die Schnabelschuhe, froschgrün die Pluderhose, himbeerrot den Fes auf seinem Kopf. Als ich des Lesens kundig war, entdeckte ich in einer Holzkiste auf dem Dachboden das Buch »Unter Wilden und Seeräubern« von Ludwig Foehle. Es enthielt Geschichten aus dem Negerreich Kilema und Bilder von wilden Kriegern, die mit Speeren durch den Busch liefen, von Krokodilen im Mangrovensumpf, von tropenbehelmten Kolonialisten in weißem Kattun. Eine Szene erfüllte mich mit großer Furcht: Ludwig, der wackere Sohn des Baumwollpflanzers, sucht mit dem Fernrohr den Rand des Dschungels ab und sieht, wie Buschiri, der Araberhäuptling und Sklavenjäger, einem Missionar die Ohren abschneidet und mit einer riesigen Keule den Schädel eines wachsblassen Kindes zertrümmert. »Ach, wenn die Weißen tot und alles zerstört wäre, dann, ja dann dürften sie wieder faulenzten, und das hieß bei ihnen glücklich sein«, seufzt der Erzähler. Er porträtiert natürlich auch folgsame und fleißige Eingeborene wie Sam, den »treuen Neger von Bagamoyo«, der sich gegen die Revolte seiner blutrünstigen Brüder stellt. Nicht alle Mohren haben eine schwarze Seele.

»Weihnachten 1940« stand vorn im Buch. Ein Geschenk meines Großvaters an meinen Vater. Der alte Grill konnte es nie verwinden, dass dem Deutschen Reich nach dem Ersten Weltkrieg die Kolonien weggenommen worden waren. Er schimpfte wie viele seiner Nazi-Genossen in der Weimarer Zeit über den »Schandfrieden von Versailles« und über die »Kolonialschuldfrage«. Zurück die deutschen Ostgebiete! Wir wollen unsere Kolonien wiederhaben! Der Revisionsismus sollte auch die nationalsozialistische Barbarei überdauern, und so fragte mein Vater mich, wie ihn sein Vater gefragt hatte: Welcher ist der höchste Berg Deutschlands? Die Zugspitze? I wo. Der Großglockner? Auch nicht. Es ist der Kilimandscharo in Deutsch-Ostafrika, und ich lernte, seine beiden Gipfel, den Kibo und den Mawenzi, zu benennen. Winnetou, der edle Apache, war der größte Held meiner Kindheit. Aber Afrika, das lockte noch viel mehr als das Amerika der Indianer. Der Kongo! Timbuktu! Sansibar! Die sagenumwobenen Mondberge! Das waren die Projektionsflächen

allen kindlichen Fernwehs, die Inbegriffe der Fremde, der Urnatur, der exotischen Gegenwelt. Und geradezu zwangsläufig sollte mich im Jahre 1980 die erste Reise nach Afrika in das Land unter dem Kilimandscharo führen. Meine Motive waren freilich ganz andere als die der Vorväter: Ein bisschen Abenteuer und viel Solidarität mit den »Verdammten dieser Erde«.

Aus dem Staat, der unterdessen Tansania hieß, wurden revolutionäre Dinge berichtet. Wir hörten von einem afrikanischen Sozialismus, von einem Dritten Weg zwischen dem repressiven Sowjetkommunismus und dem räuberischen Kapitalismus. Wir studierten die Texte von Präsident Julius Nyerere, der ehrfürchtig *mwajimu* genannt wurde, großer Lehrer. Die Schlüsselbegriffe seiner Philosophie hatten den Klang von politischen Mantras: *Self reliance*, mit eigenen Kräften die Unterentwicklung überwinden, und *ujamaa*, gemeinsam leben und arbeiten, eine politische Maxime, die die Traditionen der Dorfgemeinschaft mit einem modernen Genossenschaftswesen verband. Dort unten brannte *uhuru*, die Fackel der Freiheit, dort mussten wir hin.

Wir, das waren neun junge Leute, Dritte-Welt-Bewegte, die in Longido, einem kleinen Nest nahe der kenianischen Grenze, von der Theorie zur Praxis schreiten und das tansanische Experiment unterstützen wollten. Unser Partner im Dorf war Estomihi Mollle, ein Masai, der in Australien Soziologie studiert und sich für das kleine Longido große Pläne ausgedacht hatte: einen Staudamm, ein alternatives Tourismusprojekt und ein Dorfgemeinschaftshaus, bei dessen Bau wir helfen sollten. Wir machten uns also daran, Lehmziegel zu produzieren. Schon am zweiten Abend entbrannte eine lange Diskussion. Dürfen wir an der Wasserstelle hinter dem Haus duschen oder war das ein europäischer Luxus, der ein knappes Gut verschwendete? Die Streitfrage erledigte sich, nachdem wir feststellten, dass das Wasser an der Viehtränke ununterbrochen lief, ohne dass irgendein Dorfbewohner daran Anstoß genommen hätte. Es war die erste Desillusionierung. Auch der anfängliche Enthusiasmus sollte bald schwinden, denn es erwies sich als ziemlich mühseliges Geschäft, in der Gluthitze der Savanne Lehmziegel zu backen, und die Qualität unserer Produkte ließ zu wünschen übrig. Über-

dies half uns kein einziger Einheimischer beim Ziegelmachen. Das Ergebnis unserer Mühe war ein schiefer Hühnerstall für Esto und seine Großfamilie. Das Dorfgemeinschaftshaus aber blieb eine fixe Idee.

Anschließend reisten wir durchs Land, besichtigten Projekte, ließen uns von Funktionären die Probleme auseinandersetzen. Und sahen vor lauter Solidarität die Realität nicht mehr, den allgegenwärtigen Mangel, die Misswirtschaft und Korruption, die repressiven Tendenzen. Schuld an den weniger erfreulichen Erscheinungen waren stets finstere Außenmächte, der Kolonialismus und seine Spätfolgen, die ungerechte Weltwirtschaftsordnung, die obstruktive Haltung des Westens. Die schlechten Weißen und die guten Schwarzen – die Misere Afrikas, daran gab es für mich nicht den geringsten Zweifel, war zu achtzig Prozent durch exogene Faktoren verursacht. Heute sehe ich es genau umgekehrt: Die Afrikaner selber, namentlich die politischen Eliten, tragen die Hauptverantwortung für den maroden Zustand ihres Kontinents. Als ich fünfzehn Jahre später als Journalist nach Tansania zurückkehrte und ein Modelldorf besuchte, war von *ujamaa* nicht mehr viel zu spüren. Ich sah brachliegende Nutzflächen, einstürzende Scheuern, grasüberwucherte Maschinen. Das Dorf Kwalukonge – ein Spiegel von Tansania: drei Jahrzehnte unabhängig, friedlich, verschlafen, heruntergewirtschaftet, mit Entwicklungshilfe überschüttet wie wenig andere Länder und trotzdem kein bisschen besser dran als zum Ende der Kolonialzeit. Die Utopie des Aufbruchs war an der Wirklichkeit zerschellt. Rot leuchtete nur noch die Laterit-Erde. Und meinen Freund Esto Mollel hatte ein tragisches Schicksal ereilt; er lag querschnittsgelähmt in seinem Häuschen in Longido – die Folge eines bösen Sturzes.

Bei meinem dritten Besuch in Longido, im Spätherbst 2001, war Esto nicht mehr. Er hatte bis zuletzt an seinem Projekt gearbeitet, ließ sich auf seinem klapprigen Toyota-Pritschenwagen durch den Busch karren, trommelte eine Helferschar zusammen, suchte Sponsoren, sammelte Spenden. Am Eingang des Dorfes stand seine Hinterlassenschaft: ein kleines Informationszentrum über die Masai und den Untergang ihrer Hirtenkultur. Junge Männer und Frauen

verkauften Kalebassen, fertigten Schmuck aus Glasperlen oder boten Lehrwanderungen zu den *bomas* an, in denen die Masai angeblich noch wie ihre Vorväter leben. Estos kühne Visionen hatten sich nicht realisiert, aber da waren immerhin ein paar Arbeitsplätze und eine Hand voll selbstbewusster junger Leute. Ich ging an sein Grab im Schatten der großen Schirmakazie, unter der wir einst unsere misslungenen Lehmziegel gebacken hatten. Dieser Mann hat meine Affäre mit Afrika eingefädelt. Er verkörpert den unerschütterlichen Optimismus der Afrikaner, ihren Humor und ihre Schlitzohrigkeit, ihren Müßiggang und die Kunst, mit einfachsten Mitteln zu überleben. Esto Mollel war mein *mwalimu*, mein erster afrikanischer Lehrer. Auch seinem Andenken ist dieses Buch gewidmet.

*

Dürre, Hunger und Seuchen, Krieg und Massenelend – will das denn in Afrika nie aufhören? Es gibt Tage auf diesem Erdteil, da wird man unweigerlich vom Pessimismus befallen, ja von einer lähmenden Depression. Man fährt durch die endlosen Slums in der Ebene vor Kapstadt. Verläuft sich in einem Bidonville von Dakar oder in einem Flüchtlingslager im Kongo. Sieht in Malawi ein Kind am Hunger sterben, das so alt ist wie der eigene Sohn. Steht fassungslos an einem Massengrab in Ruanda. Trifft in Sierra Leone einen Mann, dem Rebellen beide Arme abgehackt haben. Man möchte verzweifeln an der unsäglichen Grausamkeit dieses Kontinents und kann dem Leid Afrikas und dem der Afrikaner nichts mehr entgegensetzen. Man kapituliert. Und hört das Geraune der Untergangspropheten. *Africa nigra*, verfluchter, verlorener Kontinent. Schwarzes Unheil.

Dann gibt es die anderen Tage, Tage, die heiter und hoffnungsfroh stimmen, weil sie die unbändige Lebenslust und verschwenderische Schönheit des Kontinents offenbaren. Wir haben das Glück, bei den Dogon den Tanz der Masken zu erleben oder eine prächtige Initiationsfeier der Bamiléké. Beobachten, wie sich ein gewöhnlicher Urnengang in Mosambik in ein Volksfest der Demokratie verwandelt. Hören von einem Regenmacher in Guinea die verrücktesten Geschichten über die Wettergötter. Begreifen in einer schwülen

Nacht in Kinshasa, was Tanzen wirklich bedeutet. Bewundern allerorten die Kreativität der Armut, den Erfindungsreichtum der Menschen. Lernen ihre Langsamkeit, ihren unerschütterlichen Gleichmut schätzen, das afrikanische Amor fati, den Alltagswitz, die Lust am Palaver, am Spiel, das Lachen und Lächeln, das über die Not triumphiert. Oft kommt es uns vor, als ob gerade die Kargheit und der Mangel die größte Schönheit hervorbrächten. In der monotonen Graubräune der Halbwüste sehen wir die fröhlichsten Kleiderfarben, im dunklen Regenwald die wundervollsten Skulpturen, im langweiligsten Dorf die grazilsten Tanzfiguren.

Die Schönheit kann allerdings auch täuschen. Wir stehen im milchigen Frühlicht, die ersten Sonnenstrahlen fallen in die Fluchten eines Palmenhains, handtellergroße Falter steigen aus dem Gras – eine Szene so unwirklich und zauberhaft wie in einem Gemälde von Watteau. Denken wir. Aber der Nebel weicht, es wird hell und heiß, zwischen den Baumreihen entdecken wir Männer mit Macheten. Es sind Lohnsklaven, und das Idyll ist eine Plantage. Die Kokospalmen wirken jetzt wie Soldaten, die getrimmt wurden für die Erzeugerschlacht auf dem Weltmarkt.

Oft ärgern wir uns auch über die Afrikaner, über die Impertinenz von Amtspersonen, über die Allgegenwart von Abzockern und korrupten Beamten, über die Grobheit und Brutalität in den Metropolen, über die Faulheit, die Schlampigkeit und die unbeschreibliche Gleichgültigkeit. Wir behausen ein schäbiges Zimmer, Wasser tropft durch die Decke, die Toilette ist zugeschissen, und am Morgen erfrecht sich der Hotelmanager, den Preis zu verdoppeln, weil über Nacht angeblich der Umtauschkurs gestiegen ist. Es kommt zu einem lautstarken Disput, und wir sind froh, dass uns niemand dabei beobachtet, denn sonst könnten wir für üble Rassisten gehalten werden. Aber irgendwann ist das Problem gelöst. Wir warten in der Frühstücksbaracke, Tropenregen hämmert auf das Blechdach, nach einer Stunde des Wartens sind wir glücklich, weil ein Spiegelei kommt und eine Tasse braunes Wasser, das hier Kaffee genannt wird. Unser Blick fällt auf das kleine Aquarium neben der Anrichte. Es ist ausgetrocknet, auf dem Grund liegen Glühbirnen. Wir müssen hellauf lachen.

Afrika ist ein Kontinent, der nicht zur Ruhe kommt und zugleich in ewiger Starre gefangen scheint, der sich irgendwo auf dem Weg zwischen Tradition und Moderne befindet und am Rande dieses Weges verwirrte Menschen zurücklässt. Wir erleben den Stupor der Provinz, das immer gleiche, bewegungslose Dorf, die Stille, die der Krieg gebiert, und die verheerende Aids-Pandemie. Wir sehen andererseits gewaltige Bewegungen, Millionen von Entwurzelten, die von irgendwo nach nirgendwo irren, Völkerwanderungen vom Land in die großen Städte, verrohte Milizen und Horden von Kindersoldaten, die ganze Staaten terrorisieren. Im Bergland von Abessinien begegnete mir einmal ein Heer von Kriegsgefangenen, hunderttausend Männer in Lumpen, hunderttausend leere, schicksalsergebene Gesichter – es war wie eine surreale Erscheinung, die meine Generation nur aus den Geschichtsbüchern über den Zweiten Weltkrieg kennt.

Manchmal möchte man glauben, der Kontinent führe ein Doppelleben, ein verdammtes, über das wir Korrespondenten berichten, und ein gesegnetes, das wir beschweigen. Aber Afrika ist immer beides, es schleudert uns wie auf einer Achterbahn der Gefühle zwischen den Extremen hin und her, und manchmal sind diese Extreme nur ein paar Minuten oder Kilometer voneinander entfernt. Gerade haben wir noch Kanenge inspiziert, ein zerstörtes Viertel der burundischen Hauptstadt Bujumbura; wir sahen die Ergebnisse einer ethnischen Säuberung, niedergebrannte Häuser, verwüstete Gärten, menschenleere Straßen, und um ein Haar hätten uns Tutsi-Soldaten, die ihr Vernichtungswerk vor fremden Blicken abschirmen, zusammen mit unserem Fahrer, einem Angehörigen des Mehrheitsvolkes der Hutu, festgenommen. Nun sitzen wir erleichtert in einer Bar und hören ein Lied, das von einer zauberhaften Stimme gesungen wird, einer Stimme, die in dieser unseligen Stadt geradezu erlösend klingt. Die Stimme gehört Khadja Nin, einer Tutsi, einem Star in Afrika. In Europa ist sie nur Liebhabern afrikanischer Popmusik bekannt, und wer sie live erlebt hat, kann sich gar nicht vorstellen, dass sie aus dem hasszerfressenen Burundi kommt. Khadja Nin und ihre Lehrerin Miriam Makeba, Angélique Kidjo, Dorothy Masuka oder Cesaria Evora – das ist die Sinnlichkeit

und Lust eines Kontinents. Aber wenn wir lange genug in der Bar von Bujumbura sitzen bleiben, dann kehrt der Horror zurück. An diesem Tag nimmt er die Gestalt eines Zahntechnikers an, eines Tutsi, der erzählt, dass er auch für einen minderwertigen Hutu eine Goldkrone anfertigen würde – man könne sie ja wieder herausreißen, wenn die Stunde der Abrechnung gekommen sei.

Andauernd sind wir diesem Pendelschlag der Empfindungen ausgesetzt. Abscheulich und traumschön. Gewalttätig und friedfertig. Böseartig und gutmütig. Lebensprall und selbstzerstörerisch. Geheimnisvoll und banal. Offenherzig und heimtückisch. Man wird einwenden, dass uns derartige Gegensätze auf jedem Kontinent begegnen. Aber auf keinem sind sie so scharf ausgeprägt wie in Afrika. Nirgendwo werden die Wunden so tief geschlagen, nirgendwo verheilen sie so schnell, lehrt der Volksmund. Die Kraft des Vergebens und den Mut zur Versöhnung – das sind vielleicht die wichtigsten Lektionen, die wir von Afrika lernen können.

Die Fahrt in das verbotene Viertel von Bujumbura war lebensgefährlich, für den neugierigen Korrespondenten, aber noch viel mehr für den Taxifahrer, der zufällig zur »falschen« Ethnie gehörte. Er zitterte am ganzen Leib, denn beinahe hätten uns die misstrauischen Soldaten an der Straßensperre aus dem Fahrzeug gezerrt, und es wäre uns in ihrem Gewahrsam vermutlich ziemlich übel ergangen. Solche prekären Momente lassen sich in den Kriegs- und Krisengebieten Afrikas nicht immer vermeiden. Man schaut in den Lauf einer Maschinenpistole, wird umringt von zornigen Milizionären oder vom aufgepeitschten Mob, gerät in einen Schusswechsel und weiß nicht, ob man selber das Ziel ist. Der Berichtersteller wird verdächtigt, ein Agent oder Schnüffler zu sein, er ist von Berufs wegen ein unliebsamer Augenzeuge, und wie man in Afrika mit solchen Leuten umgeht, zeigt die Zahl der Kollegen, die in den Gefängnissen darben. Manchmal schützt uns die weiße Haut vor Übergriffen, manchmal wird sie zum Nachteil, denn wir können uns nicht verstecken, unser bleiches Gesicht fällt überall auf. In Afrika werden wir uns jeden Tag unseres Weiß-Seins bewusst.

Oyibo rufen uns die Kinder im nigerianischen Yoruba-Land nach, bei den Fon in Benin hören wir das Wort *jovo*, in Kisuheli

nennt man uns *mzungu* und in Lingala, der Hauptsprache des Kongo, sind wir *mundele*. Es bedeutet überall dasselbe: ein Weißer, ein Fremder, eine Sensation. Warum besucht er ausgerechnet uns? Was führt er im Schilde? Aber schon nach ein paar Sätzen weicht der Argwohn einer überwältigenden Freundlichkeit und Gastfreundschaft, die wir in einem deutschen Dorf schwerlich fänden und schon gleich gar nicht, wenn unsere Haut dunkel wäre. Wir werden in eine Hütte gebeten, trinken Hirsebier oder Palmwein, das frugale Nachtessen wird geteilt, ein Schlaflager angeboten. Wir sind gut aufgehoben in Afrika. Es schenkt uns Urvertrauen.

Ich habe in all den Jahren nur ganz selten Furcht oder richtige Angst empfunden. Sie befallen den Korrespondenten nur in Extremsituationen, wenn er zwischen die Fronten eines Bürgerkriegs gerät, wenn eine Revolte ausbricht und niemand weiß, wer gerade gegen wen kämpft. Normalerweise ist er mit den Unberechenbarkeiten des Alltags beschäftigt, mit Problemen der Fortbewegung, der Verständigung, der Versorgung. Er bleibt eine Woche in einem Urwaldnest stecken und kann keinen Kontakt zur Außenwelt aufnehmen. Er wartet auf ein Flugzeug, das nie kommt, oder auf ein Visum, das ihm der Grenzbeamte aus unerfindlichen Gründen verweigert. Er versucht tagelang, seine Zentrale zu erreichen, aber die Telefone funktionieren nicht, und ein Handy ist mangels Funknetz so nützlich wie ein Pelzmantel in der Wüste. Er strandet irgendwo im Busch, weil der Motor des Taxis sich festgefressen hat. Er teilt seine schäbige Herberge mit Ratten, Sandflöhen, Kakerlaken oder Skorpionen und wird von Moskito-Geschwadern traktiert. Manchmal geht ihm das Wasser aus, das Essen oder, weil er krank wird, die Kraft.

»Keine Sorge«, sagte der Lastwagenfahrer, der mich nachts in einem Bergdorf in der äthiopischen Provinz Tigre absetzte, »hier kommen viele Autos vorbei.« Ich schlief in einem Ziegenstall und erwachte frühmorgens im Fieber. »Autos?« Der Dorfälteste lachte. »Die kommen hier nur selten durch.« Ich war in einem abgelegenen Nest gestrandet. Der Mann sah meinen jämmerlichen Zustand und führte mich zu einer Holzpritsche in seiner Hütte. Das Fieber kletterte auf 39 Grad, dazu kam ein schwerer Durchfall; im flüssigen

Stuhl war Blut – die Anzeichen einer Amöben-Ruhr. Diese Infektion ist normalerweise kein Problem, wenn ein Arzt zur Verfügung steht; unbehandelt führt sie binnen 48 Stunden zur Dehydratation, zum völligen Austrocknen des Körpers. Das nächste Hospital lag in Kassala, einer sudanesischen Stadt jenseits der Grenze. Sie war dreihundert Kilometer oder zwei Tagesreisen entfernt – vorausgesetzt, man verfügte über ein geländegängiges Automobil. Aber es gab überhaupt kein Fahrzeug, und die Temperatur stieg weiter. In meinen Fieberphantasien sah ich mich schon vertrocknen. Aber da war einer dieser Engel, die einem zur rechten Zeit in Afrika begegnen: der siebenjährige Enkel des Dorfältesten. Er saß auf der Kante der Pritsche, brachte Wasser, erzählte Geschichten, malte Bilder. Panzer, Maschinengewehre, Düsenbomber, Gestalten des Bürgerkrieges, die seine kindliche Vorstellungswelt besetzt hatten. Am Spätnachmittag kam er vom Wasserloch zurück und rief ein Wort, das so ähnlich klang wie *kawatscha*. Ein Weißer, unten am Graben! Wir brachen sofort auf. Der Knirps schleppte meinen Rucksack, ich schleppte mich hinterher. Am Wasserloch hatte zufällig Hermann Rast gemacht, ein Reporter der ARD, den ich in Khartum kennen gelernt hatte. In zwei Tagen waren wir in Kassala.

In solchen Notlagen reisen wir zu uns selber. Wir setzen uns mit existenziellen Fragen auseinander, mit unseren Wünschen und Ängsten, mit der Gesundheit, dem Alter, der Zukunft. Wir sind allein auf einem großen Kontinent. Aber wir sind nie einsam. Thomas Mann hat einmal geschrieben, das Hauptingredienz aller Reise lust sei »die vibrierende Neugier nach nie erfahrener Menschlichkeit«. Diese Menschlichkeit ist der kostbarste Schatz der Afrikaner.

Zurück in den Kongo, zur Wegscheide im Regenwald. Wir wählen, einer Eingebung des Marabuts folgend, den Abzweig nach rechts. Es ist der richtige Weg. Irgendwann tauchen die ersten Hütten von Gemena aus dem Dämmerlicht. Eine düstere, triste Stadt. Windböen treiben mehlfeinen Staub durch die unbeleuchteten Straßen. Am Rande flackern Ölfunzeln und kleine Feuer. Die erste Herberge ist voll, die zweite hat vor Jahren zugemacht. Keine Tankstelle, keine Unterkunft, kein Abendbrot. Unsere Mägen knurren. Seit drei Tagen haben wir nichts Vernünftiges gegessen. Ein paar

Biskuits, zwei, drei Kochbananen, ein bisschen Trockenfisch, das war alles. Sollen wir die Schildkröte, unsere treue Begleiterin, verspeisen? Niemals! Wir kaufen zwei lebende Hühner. Auf der Suche nach einem ruhigen Ort, an dem wir sie schlachten und braten können, fallen Adam alte Freunde ein, die hier irgendwo wohnen müssen. »Es sind Glaubensbrüder. Sie werden uns aufnehmen.«

Der Hausherr, ein dicker Mann in einem himmelblauen Kaftan, empfängt uns so herzlich, als hätte er uns schon lange erwartet. Seine Frauen und Töchter decken eine lange Tafel im Innenhof, reichen Waschwasser und saubere Tücher, tragen klebrig-süßen Pfefferminztee auf. Ein paar neugierige Nachbarn gesellen sich zu uns. Woher? Wohin? Man unterhält sich. Erst über die Familien, die Zahl der Kinder, die Gesundheit, dann über die Politik des großen Mobutu Sese Seko und den erbärmlichen Zustand Gemenas. Es vergeht keine Stunde, da dampft auf dem Tisch ein Berg Reis mit Ziegenfleisch. Zwei Stunden später befinden wir uns in der Betriebswohnung des Managers einer Seifenfabrik. Hier schläft ihr, keine Widerrede! Er bietet uns das Ehebett an, frisches Leinen wird aufgezogen, zwei Scheffel mit Waschwasser stehen bereit. Die Frau des Managers schlachtet, rupft und kocht unsere zwei Hühner, damit wir morgen eine Wegzehrung haben. Sans Souci, der jüngste Sohn, zwickt in meinen Arm, um die Farbe der Haut zu prüfen. Man trinkt noch ein lauwarmes Bier, geht zu Bett und denkt an der Schwelle von Tag und Traum: ach, Afrika!

ACH, AFRIKA

Berichte aus dem Inneren
eines Kontinents



BARTHOLOMÄUS GRILL

Bartholomäus Grill

Ach, Afrika

Berichte aus dem Inneren eines Kontinents

Gebundenes Buch, Leinen, 384 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-88680-754-3

Siedler

Erscheinungstermin: September 2003

Bartholomäus Grill, seit vielen Jahren Afrika-Korrespondent der »Zeit«, zeigt die tiefgreifenden Folgen des Sklavenhandels und der Kolonialherrschaft, widerlegt aber zugleich die postkolonialen Verschwörungstheorien, die alle Schuld an der Misere bei der Ersten Welt suchen. Die Hauptverantwortung liege bei den Afrikanern selbst, bei despotischen Präsidenten und plündernden Eliten. Die Modernisierung Afrikas, so Grills provozierende Kernthese, musste scheitern, weil die Afrikaner sich ihr verweigert haben.

Das alte Afrika ist gestorben, das neue noch nicht geboren. Grill beschreibt einen zwischen Tradition und Moderne zerrissenen Kontinent. Die Welt im Süden der Sahara befindet sich in einem Umbruch wie Europa während des Dreißigjährigen Krieges. Staaten zerfallen, Bürgerkriege flammen immer wieder auf, Millionen von Menschen irren heimatlos umher. Aids rafft ganze Völkerschaften hin. Es könnte Jahrzehnte dauern, ehe sich zwischen Khartum und Kapstadt eine stabile Ordnung herausbildet.

Afrika ist eine Welt der Widersprüche, geprägt durch die reiche Vorstellungswelt seiner Menschen, ihre sozialen Regeln und Rituale, ihre Träume und Tabus, ihre Machtstrukturen und Glaubenssysteme. Diese Welt erscheint oft roh und gewalttätig, dann wieder zeitlos heiter und gelassen. Bartholomäus Grill hat sie uns erschlossen.



Der Titel im Katalog